

Unverkäufliche Leseprobe



Artur Weigandt
Für euch würde ich kämpfen
Mein Bruch mit dem Pazifismus

2025. 208 S.
ISBN 978-3-406-84016-6

Weitere Informationen finden Sie hier:
<https://www.chbeck.de/39325108>

C·H·Beck

PAPERBACK

Artur Weigandt

Für euch würde ich kämpfen

Mein Bruch mit dem Pazifismus

C.H.Beck

Originalausgabe

© Verlag C.H.Beck GmbH & Co. KG, München 2025

Wilhelmstraße 9, 80801 München, info@beck.de

Alle urheberrechtlichen Nutzungsrechte bleiben vorbehalten.

Der Verlag behält sich auch das Recht vor, Vervielfältigungen dieses Werks zum Zwecke des Text and Data Mining vorzunehmen.

www.chbeck.de

Umschlaggestaltung: geviert.com, Michaela Kneißl

Umschlagabbildung: Composing aus mehreren
Shutterstockmotiven

Satz: C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen

Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 84016 6



verantwortungsbewusst produziert

www.chbeck.de/nachhaltig

produktsicherheit.beck.de

Die geschilderten Erfahrungen und Aussagen beruhen auf tatsächlichen Begebenheiten. Aus Gründen des Persönlichkeitsschutzes und zur Wahrung der Privatsphäre wurden einige Namen und erkennbare Merkmale verändert oder anonymisiert.

Für alle, die wissen,
dass Frieden mehr verlangt als Wünsche –
und für jene, die den Preis dafür noch nicht kennen.

Bewaffneter Friede

Ganz unverhofft auf einem Hügel
sind sich begegnet Fuchs und Igel.
Halt! rief der Fuchs, du Bösewicht!
Kennst du des Königs Order nicht!
Ist nicht der Friede längst verkündigt,
Und weißt du nicht, daß jeder sündigt,
der immer noch gerüstet geht!

Im Namen seiner Majestät,
komm her und übergib dein Fell!
Der Igel sprach: Nur nicht so schnell,
nur nicht so schnell!

Laß dir erst deine Zähne brechen,
dann wollen wir uns weitersprechen.
Und also bald macht er sich rund,
zeigt seinen dichten Stachelbund
und trotzt getrost der ganzen Welt,
bewaffnet, doch als Friedensheld.

Wilhelm Busch, Gedichte. Zu guter Letzt, 1904

Inhaltsverzeichnis

Vorwort **11**

1. Am Anfang war die Faust **19**

2. Die Friedensbewegung ist mein größter Feind – 2023 **39**

3. Der Geruch von Schmieröl und Schießpulver **47**

4. Zeit bedeutet Überleben **73**

5. Wenn du mutig genug bist **89**

6. Ihr lebt in Sicherheit, weil andere leiden **99**

7. Friedensarbeit **115**

8. Wofür würdest du kämpfen? **161**

9. Wehrhafte Erinnerung **173**

10. Würde ich kämpfen? **181**

Epilog **199**

Danksagung **207**

Vorwort

Vor dem Angriffskrieg war ich Pazifist – nicht aus Naivität, sondern weil ich glaubte, dass Gewalt nur neue Gewalt gebiert. Als der russische Angriffskrieg gegen die Ukraine begann, stemmte ich mich dagegen, schrieb als Journalist und Autor gegen diese Realität. Es fühlte sich an, als würde dieser Krieg mich innerlich zerreißen – bis ich die Fähigkeit zu schreiben verlor. Jeder Schuss, jeder zerfetzte Körper, jedes Bild von zerstörten Städten und zerbrochenen Leben ließ etwas in mir sterben. Ich konnte keinen einzigen Gedanken mehr fassen, der dieser Realität gerecht wurde. Doch Schweigen war keine Option.

Um wenigstens einen kleinen Beitrag zu leisten, schloss ich mich als Dolmetscher der Ausbildungsmission am Leopard 1-Panzer an. Dort, mitten im Training der ukrainischen Soldaten, wurde ich mit einer neuen Wirklichkeit konfrontiert – einer Welt voller Paradoxien.

Wir, die Dolmetscher – im Militär nannte man uns Sprachmittler – stammten aus den verschiedensten Winkeln Europas, aus den unterschiedlichsten sozialen Milieus und hatten jeweils eine ganz eigene Berufung. Einige von uns waren wie Söldner, getrieben von der Gier nach schnellem Geld. Andere wiederum waren Idealisten, beseelt von der Überzeugung, mit ihrer Sprache einen Funken Veränderung in diesen Krieg tragen zu können. Sie spendeten einen gro-

ßen Teil ihres Einkommens an die ukrainische Armee. Die Tage und Monate vergingen. Ich fuhr auf den Panzern mit und übersetzte Befehle. Der Krieg – sowohl in der Vorbereitung als auch in seiner brutalen Realität – bestimmte immer mehr mein Leben, und ich begann, mich mit dem Gedanken abzufinden, dass ich nie wieder so schreiben würde wie zuvor.

Eines Nachmittags, nach einer Übung, saßen die Soldaten und ich am Rand des Geländes, die Panzer vor uns rauchten noch, als wären sie lebendig. Der Himmel war bleigrau, und der Wind trug den Geruch von verbranntem Metall und Öl über das Gelände. Wir saßen im Kreis, schweigend, ausgelaugt, jeder in seine Gedanken vertieft. Es war einer dieser Momente, in denen die Worte fehlten – nicht nur mir, sondern uns allen.

Ein junger Soldat brach das Schweigen. «Du warst doch mal Autor, oder?» fragte er, ohne mich direkt anzusehen. Ich nickte, obwohl es sich anfühlte, als würde er mich an ein früheres Leben erinnern, eines, das kaum noch etwas mit dem zu tun hatte, was ich jetzt war. «Warum schreibst du nicht mehr?». Ich zuckte mit den Schultern. «Weil... es keinen Sinn mehr hat. Worte ändern nichts hier draußen.»

Ein anderer Soldat, älter, lachte, als hätte ihn schon lange nichts mehr amüsiert. «Worte? Glaub' mir, wir leben für Worte. Befehle, Berichte, die letzten Briefe an unsere Familien. Worte sind das Einzige, was uns daran erinnert, dass wir noch Menschen sind, und nicht nur Maschinen, die Stahl und Tod ausspucken.» Er spuckte auf den Panzer.

Ich sah ihn an, überrascht. «Am Ende sind es die Geschichten, die uns ausmachen», sagte er. «Wer wird erzählen, was hier passiert ist? Wer wird dafür sorgen, dass wir

nicht einfach vergessen werden, wenn dieser Wahnsinn vorbei ist?» Und plötzlich fühlte ich es. Die Worte begannen sich wieder zu regen. Sie drängten sich nach vorne, trotz des Krieges, trotz des Schmerzes, trotz der Verluste.

«Du musst schreiben», sagte der junge Soldat, der mich zuvor angesprochen hatte, seine Stimme nun eindringlicher. «Nicht für uns. Nicht für den Krieg. Sondern für das, was danach kommt. Damit die, die nach uns leben, wissen, was wir hier gesehen haben, was wir durchgemacht haben. Damit sie verstehen. Damit sie den Krieg verstehen. Du hast hier nichts zu suchen, Artur.» Seitdem veränderte sich meine innere Haltung zur Arbeit auf der Militärbasis. Ich schlüpfte wieder in die Rolle des Journalisten, beobachtete genauer, merkte mir, was passierte, oder notierte es. Um ihre Geschichte zu erzählen.

Ich habe dieses Buch geschrieben, um Krieg greifbarer und verständlicher zu machen.

Denn ohne, dass wir es merken, dringt Krieg in jedes Leben ein, verformt die Wirklichkeit, bis sie unkenntlich wird. Er ist nicht nur das Geschrei der Waffen und das Dröhnen der Panzer – er ist auch die Stille danach, das Warten auf den nächsten Einschlag, das unheimliche Gefühl, dass selbst in Momenten der Ruhe die Bedrohung allgegenwärtig bleibt.

Es ist diese Zerrissenheit zwischen Alltag und Ausnahmezustand, die den Krieg so unfassbar macht. In einem Moment klammern sich Menschen an die vermeintliche Normalität, ein Gespräch, ein Lächeln, eine Tasse Kaffee mit Freunden. Im nächsten reißt der Krieg alles in Stücke, mit plötzlicher, unbarmherziger Gewalt. Krieg ist mehr als nur der Kampf an der Front. Er sickert durch die Ritzen digitaler Netzwerke, schält sich mit Propaganda und Des-

information in die Köpfe der Menschen und webt sich in die Geschichten, die wir uns selbst erzählen.

Der Krieg tobt auch in den Köpfen derer, die weit entfernt von den Schlachtfeldern sitzen – durch die Bilder, die sich in ihre Gedanken brennen, durch Entscheidungen, die sie treffen müssen, oder durch die Ängste, die sie begleiten. Der Krieg ist allgegenwärtig, selbst dort, wo seine Schreie nicht zu hören sind – auch in Deutschland, auch hier, in der stillen Routine der Ausbildung ukrainischer Soldaten.

Er verändert die Menschen, ob in der Ukraine, im Westen oder in Russland – hinterlässt tiefe Spuren in ihren Seelen, unsichtbare Narben, die lange nach dem letzten Schuss noch schmerzen werden. Auch die Politik westlicher Staaten trägt ihre Schuld an diesem Krieg. Sie verliert sich in den Abstraktionen einer Dialektik, die uns zu Feiglingen macht. Wir diskutieren über geopolitische Interessen und die Balance der Kräfte, während wir diejenigen, die in den Schützengräben stehen, im Stich lassen.

Die Menschen, die für ihre Heimat und ihre Familien kämpfen, sterben. Andere überleben – doch zu welchem Preis? Sie kehren zurück als Krüppel, viele von ihnen körperlich und psychisch so schwer verletzt, dass ihr Leben nie wieder dasselbe sein wird. Einige, darunter Eltern von verletzten Kindern, können sich nicht einmal Prothesen leisten. Sie verschulden sich, fallen in Armut. Der Krieg zerreißt ihre Körper und ihre Leben.

Wir sprechen zu leichtfertig über Frieden und Krieg, ohne zu begreifen, was diese Worte bedeuten. Wir behaupten, die Wahrheit liege irgendwo in der Mitte, dass beide Seiten gehört werden müssten – voller vermeintlicher Nuancen und Schattierungen.

Am Ende dieses Krieges liegen Menschen entweder unter

der Erde begraben oder verwesen auf einem Schlachtfeld, das wir im Westen längst nicht mehr sehen wollen – weil wir es uns leisten können, nicht hinsehen zu müssen. Doch für die Menschen dort, für die Kämpfenden und die Zurückgelassenen, gibt es kein Entkommen vor der Brutalität. Der Tod, der Krieg, das Leid – das alles ist real, unmissverständlich und endgültig.

Wir können nicht länger in Debatten verweilen, ohne die Härte dieser Wirklichkeit anzuerkennen. Während wir über den Sinn und Unsinn von Konflikten reden, sterben Menschen. Krieg kann das Schlimmste aus uns herausholen. Aber vielleicht auch das Beste, wenn wir nicht aufhören, uns dem Unmenschlichen entgegenzustellen.

Meine sowjetischen Urgroßväter kämpften und starben im Krieg gegen die deutschen Faschisten. Dabei bluteten sie auch für die spätere Freiheit ihrer Feinde. In den ukrainischen Soldaten, die ich bei der Panzer-Ausbildung getroffen habe, kehrten sie zurück. In diesen Männern, die Panzer fuhren, statt zu kapitulieren.

Mein Pazifismus brach endgültig.

Ich begriff, dass Worte nichts retten, wenn der Feind vor der Tür steht. Freiheit ist kein Geschenk, sie wird erkämpft. Ich hatte das verdrängt, weil ich es mir leisten konnte, in Sicherheit zu leben.

Dieses Buch ist kein Heldenepos – es ist der Blick eines Menschen, der vom Idealisten zum Realisten wurde, mit dem Erbe der Roten Armee und dem Echo von Soldatenstimmen im Kopf. Ich berichte von meiner Reise als Übersetzer für ukrainische Soldaten, und als Kind des Ostens, als Deutscher mit kasachischen Wurzeln: zwischen Geschichte und Gegenwart, zwischen Worten und Waffen.

Ich bin bis an die Front gereist und habe mit Soldaten ge-

sprochen, mit Verwundeten, mit denen, die heimkehrten, und jenen, die nicht wussten, ob sie es tun würden. Dieses Buch ist vor allem für jene, die den Krieg nur aus dem Fernsehen kennen, die ihren Wohlstand genießen, die nie zittern mussten, wenn Granaten einschlugen oder Bomben die Nacht zerrissen. Für diejenigen, die glauben, dieser Krieg gehe sie nichts an.

Für jene, die nie den Schrei eines Verletzten gehört haben – aber in den sozialen Medien die Einstellung der Waffenlieferungen an die Ukraine fordern, aus humanitären Gründen. Ich schreibe für Soldaten, für Veteranen, für jene, die seit dem 24. Februar 2022 den Preis der Freiheit spüren. Für alle, die Ehrlichkeit wollen – keine polierten Lügen.

Im Russischen existiert eine Phrase: «За базар надо отвечать» – «Für dein Gerede musst du geradestehen.» Dieses Buch versucht, für seinen Inhalt einzustehen. Schreiben über den Krieg ist der Versuch, das Unsagbare zu sagen, das Unfassbare zu greifen – und doch zu wissen, dass Worte niemals ausreichen. Manchmal reichen sogar Taten nicht.

Viel wird in Deutschland über Wehrhaftigkeit diskutiert. Aber wahre Wehrhaftigkeit beginnt nicht mit Waffen. Russland hat viele davon – doch wehrhaft ist diese Gesellschaft nicht. Sie duckt sich weg, lässt sich vereinnahmen, zerschlägt abweichende Stimmen. Kinderärzte, junge Aktivisten, Professoren – sie alle werden verhaftet, eingesperrt, öffentlich diffamiert, weil sie es gewagt haben, «wehrhaft» zu sein: weil sie ihrem Staat widersprochen haben. In Russland wird nicht verteidigt – dort wird unterdrückt. Diese Gesellschaft hat Putin an die Macht kommen lassen, wie die Deutschen damals Hitler oder wie die Italiener Mussolini. Wahre Wehrhaftigkeit liegt nicht im Arsenal, sondern in der Haltung: im Streit, im Konflikt, und – ja – auch in den

manchmal schmerzhaften Kompromissen demokratischer Gesellschaften.

Wehrhaftigkeit bedeutet, bereit und in der Lage zu sein, sich zu verteidigen – nicht aus Aggression, sondern aus Verantwortung. Es ist die Haltung, sich nicht alles gefallen zu lassen, wenn etwas wirklich Wichtiges bedroht wird: die eigene Freiheit zum Beispiel oder das friedliche Zusammenleben.

Dieses Verständnis unterscheidet sich grundlegend vom russischen Narrativ der «Verteidigung des Vaterlands», das meist mit bedingungsloser Loyalität zum Staat verknüpft ist. In der wehrhaften Demokratie geht es hingegen um individuelle, bürgerliche Verantwortung: nicht wegsehen, wenn Unrecht geschieht; nicht schweigen, wenn die Rechte anderer verletzt werden; nicht zulassen, dass das Böse sich langsam normalisiert. Auch dann nicht, wenn es unbequem ist oder Mut kostet.

Die berechtigte Frage bleibt: Wie weit dürfen wir uns in theoretische Gefilde zurückziehen, wenn vor unseren Augen Städte brennen? Wie lange dürfen wir diskutieren, abstrahieren, relativieren – ohne uns mitschuldig zu machen am Schweigen?

Wenn wir nicht schreiben, tun es die anderen – die Zyniker, die Verdreher, die Kalten. Wenn wir nicht wehrhaft sind, übernehmen sie das Wort. Dann wird aus Erinnerung Propaganda, aus Trauer Triumph, aus Wirklichkeit ein Mythos.

Genau hier beginnt die Wehrhaftigkeit. Und genau deshalb: Schreiben über den Krieg ist nicht neutral. Vielleicht ist es nicht mal friedlich. Es ist ein Akt der Verteidigung – gegen das Vergessen, gegen die Gleichgültigkeit, gegen die Lüge.

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren
Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter:
www.chbeck.de